

Detlef Siegfried

„1968“ – eine Kulturrevolution?¹

Verglichen mit dem letztmaligen runden Jahrestag vor zehn Jahren sind wir nun, vierzig Jahre nach „1968“, deutlich besser in der Lage, das Ereignisbündel, das dieses „kalendarische Etikett“ (Wolfgang Kraushaar) bezeichnet, historisch einzuordnen. Sieht man einmal ab von der öffentlichen Debatte, die sich damals wie heute vor allem für die spektakulären Aspekte interessiert und damit das komplexe Phänomen auf seine politisch problematischen Seiten verengt, hat die Forschung große Fortschritte gemacht und bewegt sich auf einem hohen Niveau.² In den vergangenen zehn Jahren wurde „1968“ ernsthaft „vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft“ – also nicht mehr nur von Medien und Zeitzeugen

¹ Dieser Text basiert auf einem Vortrag, der am 16. Januar 2008 auf Einladung des Historischen Seminars der Universität Münster und des Instituts für westfälische Regionalgeschichte in Münster gehalten wurde. Er wurde zuerst veröffentlicht in: Detlef Siegfried, *Sound der Revolte. Studien zur Kulturrevolution um 1968*, Weinheim 2008. (Anmerkung der Redaktion: Wie im Editorial erläutert, haben wir uns ausnahmsweise für den nahezu unveränderten Nachdruck dieses Textes entschieden, weil er sich direkt auf eine Debatte bezieht, die unter anderem in *Sozial.Geschichte* unmittelbar vor der Einstellung der Papierausgabe angestoßen wurde.)

² Dazu kontrastiert in bemerkenswerter Weise die Debatte im gegenwärtigen Jubiläumsjahr. Sie arbeitet sich vor allem an den Thesen von Götz Aly ab, der aus autobiographischer Perspektive die Verengungsschraube weiter angezogen hat: Götz Aly, *Unser Kampf. 1968 – ein irritierter Blick zurück*, Frankfurt am Main 2008. Forschungsbasiert und abgewogen hingegen: Norbert Frei, *1968. Jugendrevolte und globaler Protest*, München 2008. Vgl. meine Sammelbesprechung: Detlef Siegfried, *Furor und Wissenschaft. Vierzig Jahre nach „1968“*, in: *Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 5 (2008), 1, [<http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Siegfried-1-2008>] (Download 1. Dezember 2009).

diskutiert, sondern systematisch erforscht.³ In dieser Zeit hat sich unser Blick auf „1968“ vor allem in drei Richtungen erweitert:

Erstens ist die internationale Dimension dieses Ereignisses herausgearbeitet worden: „The world transformed“ – so pointiert ein amerikanischer Sammelband die Bedeutung von „1968“ –, und der Soziologe Immanuel Wallerstein spricht gar von einer „Revolution im Weltsystem“.⁴

Zweitens wurden die Ereignisse von „1968“, die im Kern politische und kulturelle Aktivitäten zwischen 1967 und 1969 umfassen, in den Kontext einer längeren Transformationsperiode eingebettet, die sich ungefähr von 1958 bis 1973 erstreckte und damit jene Prosperitätsphase der europäischen Nachkriegsgesellschaften umfasst, deren Ausnahmecharakter immer deutlicher wird.⁵ Dadurch wurde einerseits die prominente Position von „1968“ als Ursprungsereignis einer gesellschaftsgeschichtlichen Zäsur relativiert zugunsten früher einsetzender Wandlungsprozesse und ihrer Akteure, andererseits aber auch die mit den eruptiven Ausbrüchen der späten 60er Jahre verbundenen Aktivitäten Jugendlicher neu ins Recht gesetzt: als gesellschaftlich und kulturell vorbereitete Dynamisierung von Reformen und kulturellen Umbrüchen, die nicht reduziert werden kann auf – um zwei gegenwärtig gängige Interpretamente

³ Ingrid Gilcher-Holtey (Hg.), 1968 – vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft. Göttingen 1998; unveränderte Taschenbuchausgabe: Vom Ereignis zum Mythos. Frankfurt am Main 2008.

⁴ Carole Fink / Philipp Gassert / Detlef Junker (Hg.), 1968 – the World Transformed, Cambridge 1998; Immanuel Wallerstein, Eine Revolution im Weltsystem, in: Etienne François u. a. (Hg.), 1968 – ein europäisches Jahr? Leipzig 1997, S. 19–33. Vgl. jetzt für Europa den aktuellen Forschungsstand in dem Handbuch: Martin Klimke / Joachim Scharloth (Hg.), 1968 in Europe. A History of Protest and Activism, 1956–1977, New York 2008.

⁵ Axel Schildt / Detlef Siegfried / Karl Christian Lammers (Hg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2003; Matthias Frese / Julia Paulus / Karl Teppe (Hg.), Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn u. a. 2003.

zu nennen – ökonomische Funktionalität oder gewaltselige „Selbstermächtigung“.

Drittens haben Historiker verschiedene Zugänge erschlossen, um das Phänomen analytisch in den Griff zu bekommen. Sie deuten es als Teil eines Liberalisierungsschubs, der in den „langen 60er Jahren“ die Bundesrepublik erfasst habe (Ulrich Herbert), rücken die „soziale Bewegung“ junger Intellektueller in den Mittelpunkt (Ingrid Gilcher-Holtey) oder sehen „1968“ umfassender als Teil einer „Kulturrevolution“, die zumindest die westlichen Gesellschaften verändert habe (Arthur Marwick).⁶

Wenn es hier um die Frage gehen soll, inwieweit „1968“ als Kulturrevolution zu betrachten ist, dann lässt sie sich nur beantworten, wenn deutlicher herausgearbeitet wird, was sich durch „1968“ wie verändert hat. Mittlerweile besteht weitgehend Übereinstimmung darin, dass sich die Dynamik der 60er Jahre nicht auf den eruptiven Ausbruch von Ereignissen um 1968 reduzieren lässt. Die wichtigsten Kennzeichen dieses längeren Wandels werden im ersten Teil des Textes skizziert. Zweitens wird der Stellenwert von „1968“ innerhalb dieses Transformationskontinuums genauer bestimmt. Handelte es sich nur um eine Aufgipfelung von Reformprozessen oder gar um einen besonders geräuschvollen Ausdruck ohnehin ablaufender Modernisierungsprozesse? Worin besteht der spezifische Beitrag von „1968“ zu den kulturrevolutionären Prozessen der „langen 60er Jahre“? Drittens wird die Bedeutung der Radikalisierung und Diffusion diskutiert, die die Studentenbewegung und die Gegenkultur um 1970 erfasste. In welchem Zusammenhang stehen die mittlerweile zumeist als „totalitär“ betrachteten Radikalisierungstendenzen zu den kulturrevolutionären Prozessen der Vorjahre, und welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Gesamtbewertung des Phänomens „1968“?

⁶ Ulrich Herbert, *Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980*, Göttingen 2003; Ingrid Gilcher-Holtey, *Die 68er Bewegung. Deutschland – Westeuropa – USA*. München 2001; Arthur Marwick, *The Sixties. Cultural Revolution in Britain, France, Italy, and the United States, c. 1958–c. 1974*, Oxford 1998.

1. Die kulturelle Revolution der „langen 60er Jahre“

Wenn im Folgenden von einer „kulturellen Revolution“ die Rede ist, dann weniger in einem emphatischen Sinne, sondern eher, um *erstens* die Tiefe des Bruchs anzudeuten, den die 60er Jahre als „Wendezeit“⁷ für die westlichen Gesellschaften bedeuteten, und um *zweitens* den Charakter dieses Bruchs genauer zu bestimmen. „1968“ ist ein vielschichtiges Phänomen, das nicht durch ein Etikett bündig abgebildet werden kann. Unter den vielen Zugriffen, die hier denkbar und berechtigt wären, hat der Begriff der „Kulturrevolution“ den Vorteil, *erstens* eine Verengung auf das rein Politische zu vermeiden und den begrenzten nationalen Fokus aufzubrechen, *zweitens* den Eindruck eines gleichsam automatisch ablaufenden Modernisierungsprozesses nicht aufkommen zu lassen; *drittens* das für einen Großteil der Akteure wesentliche kulturelle Feld und ihr Verlangen nach grundlegender Veränderung aufzugreifen und *viertens* analytisch die in einer längeren Perspektive entscheidende Ebene der Veränderung zu exponieren. Grundlegende Umwälzungen von Gesellschaftsstrukturen wurden zwar häufig angestrebt, aber nicht annähernd erreicht. Weder war der Fortbestand der politischen Systeme ernsthaft gefährdet noch wurde die Wirtschaftsweise grundsätzlich verändert. Wohl aber schält sich aus dem Abstand noch einmal stärker der Umbruch in den Lebensweisen, im Alltag und in der politischen Kultur heraus – verknüpft mit tiefgreifenden Veränderungen in der Populärkultur und den Medien, aber auch in der Hochkultur. Diesen Komplex fasst der Begriff der „Kulturrevolution“ treffend. Eines seiner wesentlichen Merkmale ist, dass dieser Umbruch in den Lebensweisen, der auch eine Verschiebung der sozialen Relationen mit sich brachte – etwa im Verhältnis der Geschlechter und der Generationen, aber auch hinsichtlich sozialer Aufstiegschancen – nur zu einem relativ geringen Teil von oben gestiftet wurde. Vielmehr nutzten nicht nur Jugendliche, sondern auch ältere Bürger die Spielräume, die Prosperität, Informalisierung der

⁷ Frese / Paulus / Teppe, Demokratisierung (wie Anm. 4).

gesellschaftlichen Beziehungen und politische Entspannung ihnen boten. Dieser Umbruch war nicht gesteuert, sondern eines seiner wesentlichen Kennzeichen besteht eben darin, dass er von unten kam und den zunehmend selbstbewussten Anspruch der Bürger auf vermehrte Teilhabe an den gesellschaftlichen Belangen widerspiegelte. Das war etwas ganz anderes als die chinesische „Kulturrevolution“, bei der es sich um den Versuch handelte, die Gesellschaftsstruktur radikal, mit Gewalt und von oben nach einem egalitären Ideal umzuformen. Auch in den westlichen Gesellschaften spielte das Ideal der Gleichberechtigung eine wichtige Rolle, doch war die Verbesserung der Lebenschancen für einen Großteil der Bürger oder, um mit Georg Simmel zu sprechen, „der Boden des gleichen Rechts für Alle“, die Voraussetzung für die Entfaltung individueller Unterschiede.⁸ Vermehrte Chancengleichheit führte nicht zu Gleichmacherei, sondern zu Individualisierung.

Welches waren nun die revolutionären Prozesse der „langen 60er Jahre“? Wenn Jean Fourastié von den „*trente glorieuses*“ spricht oder Eric Hobsbawm vom „*golden age*“, dann ist damit zunächst einmal ganz grundlegend der materielle Wohlstand gemeint, der das Leben der Bürger erheblich verbesserte.⁹

Erstens: Selbst wenn man Erfolgsgeschichten skeptisch gegenübersteht, kann man nicht den Fortschritt ignorieren, der sich etwa in den folgenden kargen Zahlen widerspiegelt und die Sozialverhältnisse in der Bundesrepublik erheblich beeinflusste: 1955 waren Waschmaschinen in zehn Prozent der privaten Haushalte vorhanden, 1973 in 75 Prozent, bei der Ausstattung mit Kühlschränken stieg in diesem Zeitraum der Anteil von elf auf 93 Prozent.¹⁰ Und während 1962/63 erst jede vierte Familie ein Automobil besaß, war

⁸ Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, München / Leipzig 1922, S. 491.

⁹ Jean Fourastié, *Les trente glorieuses. Ou la révolution invisible de 1946 à 1975*, Paris 1979; Eric Hobsbawm, *Age of Extremes. The Short Twentieth Century, 1914–1991*, London 1994.

¹⁰ Arne Andersen, *Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute*, Frankfurt am Main 1997, S. 108.

es zehn Jahre später jede zweite.¹¹ Auch auf anderen Gebieten – Eigenheimbesitz, Reisen, Medialisierung – nahmen der materielle Wohlstand und damit die Lebenschancen der Bürger beträchtlich zu. Insbesondere Frauen und Arbeiter profitierten von diesem Besserstellungsschub. Dabei war es nicht die bessere materielle Lage allein, die den kulturrevolutionären Charakter dieses Vorgangs begründete. Ebenso wichtig waren die Wahrnehmungen und Bedeutungen, die mit den Innovationen des Massenkonsums verbunden wurden. Weniger als andere Europäer trauten die Deutschen dem neuen Wohlstand, was die Kluft zu ihrem experimentierfreudigen Nachwuchs noch vertiefte.¹²

Zweitens: Einen säkularen Strukturbruch bedeutete die Ausweitung der frei disponiblen Zeit, die in den 60er Jahren mit dem Schlagwort der „Freizeitgesellschaft“ euphorisch überpointiert wurde.¹³ Zwar blieb sie nach wie vor eng verkoppelt mit der Arbeit, doch erweiterte die Zunahme der Freizeit insbesondere durch die Einführung des freien Samstags in den frühen 60er Jahren und durch die signifikante Verlängerung des Jahresurlaubs in den mittleren 60er Jahren erheblich die Möglichkeiten der Bundesbürger, nach individuellem Gusto kulturelle Vorlieben auszubilden und ihren Horizont zu erweitern. Der Individualisierungsschub hat hier eine seiner wichtigsten Ausgangsvoraussetzungen.

Drittens: Am intensivsten kam die Ausdehnung der relativ frei disponiblen Zeit Jugendlichen zugute, die durch die Bildungsreform in den Genuss verlängerter Ausbildungszeiten kamen. Während 1960 etwa 431.000 Schüler die Realschule besuchten, waren es 1974 1,1 Millionen, im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der Gymnasiasten von 853.000 auf 1,8 Millionen, von denen die meisten anschließend ein Studium aufnahmen.¹⁴ Während noch in den frühen 60er Jahren Jugendliche in der Regel im Alter von 15 Jahren die

¹¹ Ebd., S. 166.

¹² George Katona / Burkhard Strumpel / Ernest Zahn, *Aspirations and Affluence: Comparative Studies in the United States and Western Europe*, New York u. a. 1971.

¹³ Axel Schildt, *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre*, Hamburg 1995.

Schulzeit beendeten und als Lehrlinge oder Arbeiter in den von einem strikten Zeitregime bestimmten Arbeitsprozess einrückten, verbrachten ihre jüngeren Geschwister in den nachfolgenden Jahren sehr viel mehr Lebenszeit an Schulen. Durch den anschließenden Zugang zum Studium entstand für viele Heranwachsende ein Lebensabschnitt, der als „Postadoleszenz“ bezeichnet wurde: ein biografischer Freiraum, der bis Ende Zwanzig andauern konnte und Experimente mit Lebensoptionen in vielfältiger Form ermöglichte.

Ein *vierter* signifikanter Umbruch der 60er Jahre bestand darin, dass neben und zum Teil als Effekt der erheblich erweiterten Möglichkeiten der sozialen Partizipation vermehrt auch die Beteiligung an politischen Entscheidungen eingefordert wurde. Merkmale waren das wachsende Interesse an Politik, das die SPD mit dem Ideal des „mündigen Bürgers“ strategisch aufgriff. Während bis 1960 nur knapp 30 Prozent der Bundesbürger von sich behaupteten, politisch interessiert zu sein, stieg der Anteil bis 1973 auf fast 50 Prozent.¹⁵ Dass sich die politische Kultur der Deutschen von einer obrigkeitstaatlich geprägten Skepsis gegenüber der Demokratie und schwach entwickelter Konfliktfähigkeit hin zur Akzeptanz der repräsentativen Demokratie und zu mehr Offenheit gegenüber auch außerparlamentarischen Aktivitäten öffnete, ist sehr wesentlich den Lerneffekten der 60er Jahre zu verdanken, wo insbesondere die Schüler- und Studentenbewegung zahlreiche Instrumente der partizipativen Demokratie erprobte – von der Demonstration bis zur Besetzung von Straßenbahngleisen. Dass das politische Beteiligungsbegehren Jugendlicher keineswegs wirkungslos verpuffte, zeigt die von einer parteiübergreifenden Mehrheit des Bundestages beschlossene Herabsetzung zunächst des Wahlalters (1972), dann der Volljährigkeit (1974) von 21 auf 18 Jahre.

¹⁴ Roland Ermrich, Basisdaten zur sozio-ökonomischen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland, Bonn / Bad Godesberg 1974, S. 196.

¹⁵ Elisabeth Noelle / Erich Peter Neumann (Hg.), Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1968–1973, Allensbach / Bonn 1974, S. 213.

Als *fünfter* bedeutender Umbruch der 60er Jahre lässt sich die Internationalisierung der deutschen Kultur ausmachen. Arbeitsmigration, zunehmende Fremdsprachenkenntnisse, gezielte staatliche Initiativen wie der Jugendaustausch und die erwähnten Urlaubsreisen ins Ausland spielten dabei eine wichtige Rolle. Nicht zuletzt transportierten die Medien dichter und zielgruppenspezifischer als je zuvor die Belange der Weltgesellschaft in die Wohnstuben der Bürger. Visuelle Eindrücke von Rassenunruhen in den USA, Vietnamkrieg und Mondlandung brannten sich in den Köpfen vieler Deutscher fest, weil die Ausstattung mit einem Fernsehgerät zwischen 1960 und 1974 von 17,6 auf 80 Prozent der Haushalte emporschnellte.¹⁶

Soweit also einige der wichtigsten Umbrüche, die insgesamt den kulturrevolutionären Charakter der 60er Jahre begründeten. Damit sollte schon eines seiner wichtigsten Merkmale hervortreten: Nicht mehr nur kleine Gruppen – bürgerliche Außenseiter, Boheme, politische und künstlerische Avantgarden – konnten einen Lebensstil pflegen, der sich von dem einer als homogen angenommenen „Masse“ absetzte, sondern sehr viel eher als zuvor kam potenziell jede und jeder in den Genuss vermehrter individueller Freiheit. Am stärksten genutzt wurden die neuen Spielräume zuerst vor allem von Jugendlichen. Dass Freiheitsanspruch und Nutzung von Freiheitsspielräumen nicht mehr nur auf kleine Gruppen beschränkt blieben, sondern große Massen von Akteuren einbezog, gehört zu den markantesten und folgenreichsten Merkmalen dieses Umbruchs. Daran ändert wenig die Tatsache, dass gerade wegen der Massenresonanz von Beat- und Rockmusik, sexueller Liberalisierung und Drogenkonsum Subkulturen, die sich selbst als Avantgarden verstanden, immer neue Distinktionsmechanismen erfanden und damit gegen ihren Willen die kulturelle Innovationsspirale immer weiter vorantrieben.

¹⁶ Ermrich, Basisdaten (wie Anm. 13), S. 576.

2. Was ist der Stellenwert von „1968“ in den „langen 60er Jahren“?

In Arthur Marwicks Monumentalwerk *The Sixties* von 1998, das besonders stark das Paradigma der „kulturellen Revolution“ für die 60er Jahre lanciert hat, spielen die Ereignisse von 1968 keine besonders prominente Rolle.¹⁷ Sie ordnen sich ein in die Hochphase der langen *Sixties*, die Marwick auf die Jahre 1964 bis 1969 datiert. Aus britischer Sicht, wo die kontinentalen politischen Bewegungen nur schwachen Widerhall fanden, mag die von Marwick gestellte Frage „1968: A Date to Remember?“ berechtigt sein. Aus französischer, italienischer, schwedischer oder westdeutscher Perspektive muss die Antwort Ja lauten, selbst wenn man die Ereignisse einbettet in die Kontinuität der gesamten Transformationsperiode. Im Unterschied zu Großbritannien, wo die Medialisierung früher eingesetzt hatte, die Generationsverhältnisse entspannter waren und sich die Gesellschaft weniger stark politisierte, verbanden sich in der Bundesrepublik kulturelle Umbrüche und politische Problemlagen zu einem explosiven Gemisch, das 1967/68 hochging, den Eindruck einer eruptiven Rebellion erzeugte und dadurch gerade die Tatsache vernebelte, dass Reformbestrebungen und materielle sowie kulturelle Wandlungsprozesse die Gesellschaft bereits erheblich in Bewegung gebracht hatten.

Für manche Teilbereiche der Gesellschaft ist in den vergangenen Jahren überzeugend dargelegt worden, dass wesentliche Reformen bereits in den Jahren vor 1968 von Angehörigen der „45er-Generation“ initiiert wurden, die in den Jüngeren natürliche Verbündete sahen, aber von deren Radikalisierung zunehmend abgeschreckt wurden. Diese Auseinandersetzung um die Radikalität von Reformen haben etwa für die Medien Christina von Hodenberg und für die Psychiatrie Franz Werner Kersting gezeigt.¹⁸

¹⁷ Marwick, *The Sixties* (wie Anm. 5).

¹⁸ Christina von Hodenberg, *Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945–1973*, Göttingen 2006; Franz Werner Kersting (Hg.),

Die kulturelle Revolution der 60er Jahre speiste sich besonders stark aus zwei Motiven: dem Ziel, sich selbst zu verändern und dem Anspruch, die Welt zu verändern. Dieses Doppelmotiv steht hinter all den Erscheinungen, die von heute aus als ungewöhnlich rasant zunehmende soziale und politische Partizipation bewertet werden. Übersetzt in die Sprache der Studentenbewegung, die die einzelnen Erscheinungen des Umbruchs zu einem revolutionären Konzept verdichtete, kulminierte es in der von Fritz Teufel, dem prominenten Mitglied der Kommune 1, ausgegebenen Losung: „Man muss die Gesellschaft ändern, um sich selbst ändern zu können. Man muss sich selbst ändern, um die Gesellschaft ändern zu können.“¹⁹ Die bis zur Ununterscheidbarkeit getriebene Verknüpfung des Privaten mit dem Politischen stellte ein Kernelement der 68er Bewegung dar, aus ihr gewann sie ihre besondere Strahlkraft.

Gleichzeitig kann man gerade in der Geschichte der Kommune 1 die Offenheit dieser Fusion für Radikalisierungen in die eine oder andere Richtung erkennen. Im Zerfallsprozess von 1968/69 schälten sich zwei alternative Wege aus der Verknüpfung von privatem Anderssein und revolutionärer Politik heraus. Während Dieter Kunzelmann und Fritz Teufel sich militanten Gruppen anschlossen und damit die Balance zugunsten der Politik verschoben, versuchte Rainer Langhans über die Idee eines Pop-Konzerns das enorme kulturindustrielle Potenzial des kommunardischen Lebensstils auszuschöpfen.²⁰ Politische Radikalisierung auf der einen, Verkauf an die Kulturindustrie auf der anderen Seite – das waren die beiden extremen Pole, zwischen denen sich die Entmischungsprozesse zu-

Psychiatriereform als Gesellschaftsreform. Die Hypothek des Nationalsozialismus und der Aufbruch der 60er Jahre, Paderborn 2003. Vgl. auch die breiter angelegte Zwischenbilanz in: Christina von Hodenberg / Detlef Siegfried (Hg.), Wo „1968“ liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen 2006.

¹⁹ Fritz Teufel, Prophylaktische Notizen zur Selbstbezeichnung des Angeklagten Teufel, o. D., 7, Archiv „APO und soziale Bewegungen“, Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin (ehem. ZI 6), Teufel.

²⁰ Vgl. Kap. 5 in: Detlef Siegfried, Der Sound der Revolte. Studien zur Kulturrevolution um 1968, Weinheim 2008.

mindest aus der Sicht mancher Zeitgenossen vollzogen. Was blieb, waren radikale politische Gruppen, die das private Anderssein dem Primat der Politik opferten, und unpolitische Drogen- und Musikkonsumenten, die nur an sich selbst interessiert waren. Soweit jedenfalls der erste Eindruck.

Führt man das Untersuchungsobjektiv näher an die Praktiken der Akteure heran, dann wird dieses bipolare Bild unscharf. Viele Akteure schwankten zwischen einem alternativen Lebensstil und radikaler Politik, häufig wurde beides angestrebt und praktiziert. Die Forschung müsste sich der Komplexität dieser Verhältnisse offener zuwenden. „Stalins Enkel, Maos Söhne“ – so der Titel eines Buches über die K-Gruppen²¹ – das waren bestenfalls temporäre Wahlverwandtschaften, die sich in der Lebenswirklichkeit junger Linker, die sich heute als Juso, morgen als Maoist und übermorgen als Ökobauer begreifen konnten, nur sehr begrenzt widerspiegeln. Während auch in der Forschung eine Tendenz, „1968“ und seine Folgen in erster Linie politisch zu verstehen und totalitarismustheoretisch zu analysieren, nicht zu übersehen ist, interpretieren andere das gestiegene Interesse am kulturellen Wandel als nachträgliche Entpolitisierung. Dahinter verbirgt sich der Verdacht, hier würde eine auf das Ganze abzielende Revolte unzulässig auf einen vermeintlich unbedeutenden Teilbereich der Gesellschaft reduziert. Mit dieser Kritik will ich mich etwas eingehender beschäftigen, weil sie sich zentral am Begriff der „kulturellen Revolution“ festmacht.²²

²¹ Andreas Kühn, *Stalins Enkel, Maos Söhne. Die Lebenswelt der K-Gruppen in der Bundesrepublik der 70er Jahre*, Frankfurt am Main 2005.

²² Die jetzt erfreulicherweise neu belebte Diskussion um das Konzept der „Kulturrevolution“ sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich hierbei um ein schon seit längerem diskutiertes Paradigma handelt. Vgl. nur Christoph Kleßmann, *1968 – Studentenrevolte oder Kulturrevolution*, in: Manfred Hettling (Hg.), *Revolution in Deutschland? 1789–1989*, Göttingen 1991, S. 90–105; Wolfgang Weber, *Die „Kulturrevolution“ 1968*, in: Volker Dotterweich (Hg.), *Kontroversen der Zeitgeschichte. Historisch-politische Themen im Meinungsstreit*. München 1998, S. 207–228; Arthur Marwick, *Die 68er Revolution*, in: Peter Wende (Hg.), *Große Revolutionen der Geschichte. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart*, München 2000, S. 312–332.

Der amerikanische Historiker Robert Stephens²³ kritisiert die Bewertung der „langen 60er Jahre“ als „revolutionär“ aus zwei Gründen: Der erste Grund besteht in dem gut nachvollziehbaren Unbehagen an der Tatsache, dass die Konzentration auf die Kultur und die Missachtung der radikalen politischen Utopien bei Marwick geschichtspolitisch instrumentalisierbar sind und implizit die triumphalistische Behauptung unterstützen, wir lebten nach dem Ende der Sowjetunion in der besten aller denkbaren Welten. Zweitens setzte eine Konsumrevolution bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein, die in den „langen 60er Jahren“ lediglich eine Beschleunigung und Intensivierung erfahren habe. Auch der Hamburger Historiker Peter Birke hat eine „idyllische Perspektive“ auf die 60er Jahre beklagt und moniert, dass in einer gesellschaftsgeschichtlichen Sicht die Wirkungsmacht der politischen Proteste nicht ausreichend gewürdigt würden, sondern in den übergeordneten Prozessen untergingen – so die Kritik an meinem Buch, das das Verhältnis von Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre behandelt.²⁴ Birke betont, dass es den Akteuren um mehr ging als eine Veränderung ihrer Lebenswelten durch eigensinnigen Konsum, nämlich um eine fundamentale „Veränderung der Macht- und Herrschaftsverhältnisse“. Es sei „einseitig“, die Fusion von Kultur und Politik in der Gegenkultur zum alleinigen Motor des Wandels zu erklären und so in das Deutungsmuster einer „postindustriellen“ Gesellschaft einzupassen. Birke plädiert hingegen für eine stärkere Beachtung der sozialen Proteste etwa in Betrieben, denen er selbst eine profunde international vergleichende Untersuchung gewidmet hat.²⁵

²³ So in einem Vortrag auf der Jahreskonferenz der German Studies Association in San Diego 2007.

²⁴ Peter Birke, Die Protestbewegungen und die „kulturelle Revolution“ der 1960er Jahre in der bundesdeutschen Historiographie: Montage und Virtualität, in: Sozial.Geschichte, 22 (2007), 2, S. 7–30; Detlef Siegfried, Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2006.

²⁵ Peter Birke, Wilde Streiks im Wirtschaftswunder. Arbeitskämpfe, Gewerkschaften und soziale Bewegungen in der Bundesrepublik und in Dänemark, Frank-

Sicher besteht eine der gewichtigen Lücken in der Erforschung der 60er und 70er Jahre darin, das Wechselverhältnis zwischen politischen und kulturellen Wandlungstendenzen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene und an den Impulsstätten der klassischen Moderne, den Betrieben, zu untersuchen und Transformationen der Arbeiterkultur sowie der politischen Aktivität von Arbeitern auf die Spur zu kommen. Denn keineswegs ist der Wandel zur Dienstleistungsgesellschaft mit De-Industrialisierung gleichzusetzen. Noch für lange Zeit bestimmten, regional verschieden, Industriebetriebe und Arbeiterkultur den Alltag vieler Bürger.²⁶ Dennoch verschoben sich Werte und kulturelle Präferenzen insbesondere in den nachwachsenden Altersgruppen, die der im Industriezeitalter geprägten Zeit- und Arbeitsdisziplin kritisch gegenüberstanden. Sie entwickelten einen alternativen Begriff von Leistung, der sich aus subjektiven Bestimmungen speiste und mit hedonistischen Vorstellungen kompatibel war. Ein Interesse junger Intellektueller für die Vorgänge am Puls der Industriegesellschaft und politische Konzepte, die auf das von ihr erzeugte kollektive Subjekt setzten, waren damit durchaus zu vereinbaren. Ronald Ingleharts internationale vergleichende Studie zum Wertewandel hat erwiesen, dass es gerade die „Postmaterialisten“ waren – sie legen weniger Wert auf ökonomische und physische Sicherheit und mehr Wert auf immaterielle Faktoren wie Gemeinschaftsgefühl, ethische Verantwortung und Lebensqualität –, die in besonders hohem Maße einen radikalen Wandel durch revolutionäre Aktionen befürworteten.²⁷ In Westeu-

furt am Main 2007. Zu diesem Feld, das seit Kurzem erfreulich intensiv ausgeleuchtet wird, vgl. auch Gerd-Rainer Horn, *The Spirit of '68. Rebellion in Western Europe and North America, 1956–1976*, Oxford 2007; Bernd Gehrke / Gerd-Rainer Horn (Hg.), 1968 und die Arbeiter. Studien zum „proletarischen Mai“ in Europa, Hamburg 2007.

²⁶ Vgl. nur Gerold Ambrosius, *Agrarstaat oder Industriestaat – Industriegesellschaft oder Dienstleistungsgesellschaft? Zum sektoralen Strukturwandel im 20. Jahrhundert*, in: Reinhard Spree (Hg.), *Geschichte der deutschen Wirtschaft im 20. Jahrhundert*, München 2001, S. 50–69.

²⁷ Ronald Inglehart, *Kultureller Umbruch. Wertewandel in der westlichen Welt*, Frankfurt am Main / New York 1989, S. 351 ff.

ropa wählten sie in den frühen und mittleren 70er Jahren zweieinhalb Mal häufiger kommunistische Parteien als „Materialisten“. Grob gesprochen war Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre jung = postmaterialistisch = links, wobei zunächst noch traditionell linke und linksradikale Ansätze aufgegriffen, teilweise kopiert wurden. Später setzte sich eine Tendenz zu „reineren“ postmaterialistischen Formen durch. Kommunistische Parteien wurden noch Anfang der 70er Jahre überdurchschnittlich stark von jungen Wählern gewählt, erlebten dann jedoch in diesem Alterssegment ihren stärksten Rückgang, so dass Anfang der 80er Jahre die Altersverhältnisse in ihren Wählerschaften ausgeglichen waren.

Während viele Post-68er-Linke die Arbeiterklasse als politisches Subjekt erkannten und revolutionieren wollten – also ein erheblicher Teil der Jungsozialisten, des DKP-Umfelds, Maoismus, Operaismus und Anarchosyndikalismus –, setzte ein wachsender Teil der Linken mehr und mehr auf Aktivitäten außerhalb der Produktionszentren der Industriegesellschaft. Allmählich verschoben sich im Laufe der 70er Jahre auch die Aktivitäten der arbeitgeberbezogenen Gruppen in diese Richtung. Wie gewichtig der sogenannte „Reproduktionssektor“ für das Selbstverständnis und insbesondere für das politische Protestverhalten und die Milieubildung im linken Spektrum war, deutet eine Grafik aus den frühen 70er Jahren an, die die große Vielfalt der politischen Aktivitäten außerhalb der Produktion auffächert.

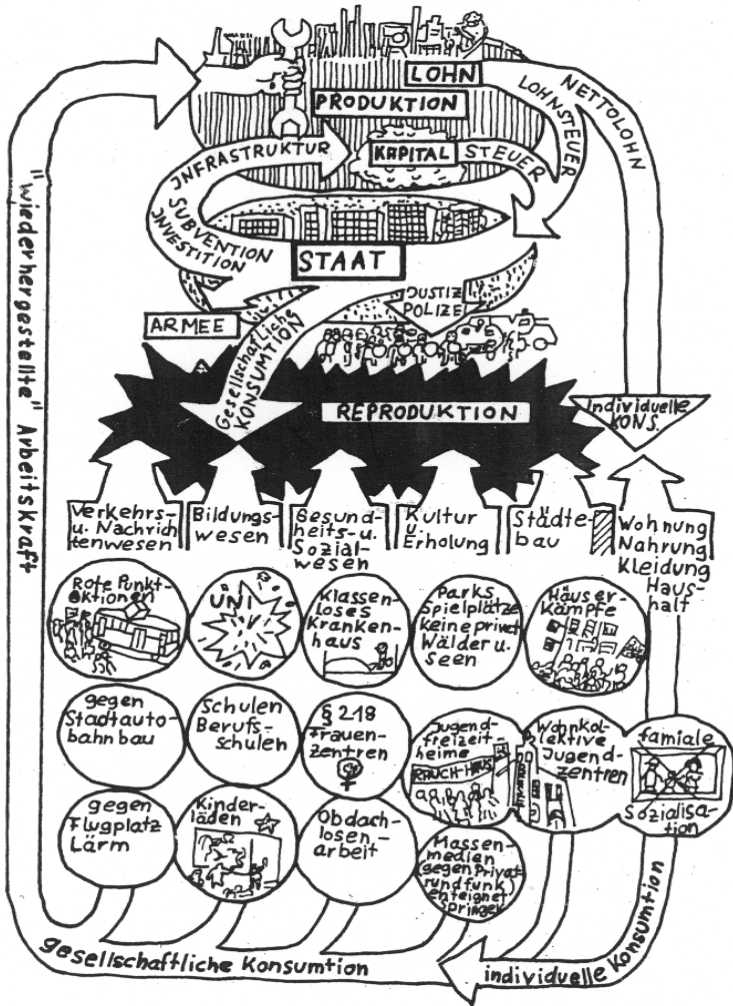


Abbildung: Die Reproduktionssphäre als Terrain des Emanzipationskampfes, ca. 1973

Es waren nicht die Betriebe, die die Gegenkultur hervorbrachten, sondern die von Birke skeptisch betrachtete, aber mit dem allmählichen Wandel zur Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft tatsächlich sich vollziehende „Verlagerung der gesellschaftlichen Schwerpunkte in eine ‚andere Sphäre‘“, nämlich in die weniger reglementierten Bereiche Bildung und Freizeit.²⁸ Auch Arbeiterjugendliche wurden Mitte der 60er Jahre aktiver und scherten einzeln oder kollektiv aus dem genormten Takt von Arbeit und Freizeit aus, aber Brennpunkte des Aufruhrs waren Gymnasien, Hochschulen, Clubs, Jugendzentren – allesamt Orte des relativ freien Miteinanders. Neben Bürgerkindern waren vielfach Aufsteiger aus Arbeiterfamilien dabei, die mit dem Ausbau des Bildungswesens an die weiterführenden Schulen gelangt waren. In mancher Hinsicht sind gerade in den späten 60er und den 70er Jahren politische Präferenzen und kulturelle Stile nicht nach dem Kriterium sozialer Herkunft zu unterscheiden. Dies war ein wesentlicher Effekt des kombinierten Einflusses von wirtschaftlicher Besserstellung und Massenkonsum, gewachsener Freizeit und Bildungsreform, verbunden mit dem (nicht zuletzt durch die Konkurrenzsituation des Kalten Krieges ermunterten) politischen Willen, die Aufstiegskanäle so weit wie möglich zu öffnen. Seit den mittleren 70er und den frühen 80er Jahren verengten sich diese Möglichkeiten wiederum.

Aversionen gegen die Idyllisierung einer historischen Periode sind nicht nur verständlich, sondern ein Gebot intellektueller Lauterkeit. Aber es ist auch Aufgabe der Geschichtsschreibung, historische Perioden voneinander zu unterscheiden und ihre jeweils spezifischen Leistungen und Defizite herauszuarbeiten. Dass die „langen 60er Jahre“ heute als Scharnierjahrzehnt in der Geschichte der Bundesrepublik gelten, in dem traditionelle Sozialmilieus und Mentalitäten ihre Bindekraft lockerten, der Einzelne aufgrund verbesserter materieller Bedingungen und Bildungschancen erheblich mehr Aufstiegs- und Selbstentfaltungsmöglichkeiten erhielt als in anderen Perioden, ist insbesondere den Aktivitäten der Bürger

²⁸ Birke, Protestbewegungen (wie Anm. 23), S. 18.

selbst zuzuschreiben. Sie nutzten die erweiterten Freiheitsspielräume, die ihnen teils durch die Alliierten vermittelt wurden, teils aus internationalen Entwicklungen resultierten, und zu einem erheblichen Teil selbst erkämpft waren. Demokratie, Rechtsstaat und Massenkonsum waren die entscheidenden Grundlagen für die gewachsenen Freiheitsspielräume in der Bundesrepublik. Um 1968 zeigte sich besonders deutlich, wie wirkungsmächtig Ideale von sozialer Gleichheit und Emanzipation sein können – selbst wenn sie nicht in dem Akt der einen Revolution gipfelten.

Die utopische Perspektive der großen Umwälzung war eines der entscheidenden Merkmale der 68er-Bewegung, sie überstieg die Bemühungen um Reformen und elektrisierte gerade deshalb ihre Anhänger. Die Vorstellung, nicht nur einzelne Elemente des politisch-ökonomischen oder des kulturellen Systems, sondern das Ganze könne überwunden werden, macht den eigentlichen Sinn der Losung „Die Phantasie an die Macht“ aus.²⁹ Dass sie den Erwartungshorizont weit spannte, rief Revolutionierungsbemühungen auf allen Feldern der Gesellschaft hervor. Sie beschleunigte und initiierte selbst im Scheitern auf ökonomischem und politischem Gebiet Modernisierungen, die auch den Akteuren der Bewegung selbst zugute kamen. Am weitestgehenden war ihr Einfluss in der Alltags- und Populärkultur, der politischen Kultur und der Hochkultur. Dieser Durchbruch ist umso stärker zu gewichten, als er gegen erhebliche Widerstände durchzusetzen war. Schon in den 60er Jahren hatte es immer wieder Versuche gegeben, die auch durch Druck von unten erzeugte Liberalisierung aufzuhalten – der Erfolg der NPD oder kulturkonservative Bemühungen wie die „Aktion Saubere Leinwand“ von 1964 sind Beispiele –, aber ihre volle Wirkungsmacht erreichten die Bemühungen um eine konservative „Tendenzwende“ erst im Laufe der 70er Jahre, als die Reformeu-

²⁹ Ingrid Gilcher-Holtey, „Die Phantasie an die Macht“. Mai 68 in Frankreich, Frankfurt am Main 1995.

phorie nicht zuletzt wegen der sich verschlechternden wirtschaftlichen Rahmenbedingungen erlahmte.³⁰

Sieht man einmal ab von den politischen Idealen, die in die Kulturrevolution einfließen, so bestand das eigentlich „revolutionäre“ Moment der Entwicklung in dem „eigentümlich unpolitische[n]“ Motiv, ein „individuell befriedigenderes Leben“ führen zu wollen.³¹ Lediglich politisierende Subkulturen, rebellische Studenten oder streikende Arbeiter als Triebkräfte der Entwicklung anzunehmen, läuft auf eine folkloristische Betrachtung besonders spektakulär auftretender Gruppen hinaus. Es wird weder ihnen noch der sie umgebenden Gesellschaft gerecht. Erst wenn ihre Aktivitäten ins Verhältnis gesetzt werden zu einem viel breiteren gesellschaftlichen Umbruch, wird *erstens* deutlich, wie begrenzt der Blick auf „das Politische“ dieser Gruppen ist, wie wirkungsmächtig hingegen die scheinbar unpolitischen, kleinen Revolutionen des Alltags, wie es die Berufstätigkeit von Frauen, das Tragen langer Hosen, die Reise nach London und das gemeinschaftliche Hören von Rockmusik waren – all dies hoch relevant auch für die Akteure besagter Gruppen. *Zweitens* tritt bei einem weiten Blick überhaupt erst das besondere Gewicht von Subkulturen hervor, die im Zeitalter der Medien und der Massenkultur erstmals nicht auf kleine bohemistische Zirkel begrenzt blieben, sondern mit ihren Ideen und Praktiken große Menschenmassen erreichten. Selbst wenn sich manche hochgesteckten Ziele nicht verwirklichen ließen, entfalteten Gammler, Provos und Kommunen erhebliche politische Wirkung gerade weil sie kulturrevolutionär waren. Und schließlich lässt sich *drittens* nur ermesen, wie „politisch“ die Kulturrevolution um „1968“ war, wenn endlich die Vorstellung ad acta gelegt wird, Kultur sei ein abgeleitetes Überbauphänomen. Vom frühen Marx über Max Weber, Georg Lukács, Karl Korsch, E. P. Thompson, Raymond Williams,

³⁰ Axel Schildt, „Die Kräfte der Gegenreform sind auf breiter Front angetreten“. Zur konservativen Tendenzwende in den Siebzigerjahren, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, 44 (2004), S. 449–478.

³¹ Heide Berndt, *Kommune und Familie*, in: *Kursbuch 17 vom Juni 1969*, S. 129–146, hier 132.

das Centre for Contemporary Cultural Studies bis hin zu Michel de Certeau und Pierre Bourdieu ist immer wieder gezeigt worden, wie kollektive kulturelle Wahrnehmungen, Erfahrungen und Deutungen soziale Verhältnisse begründen und verändern können.³² Eines der empirisch reichsten und analytisch besonders ergiebigen Beispiele, an dem man dies studieren kann, ist die Geschichte von „1968“.

3. Um 1970. Nebenfolgen von „1968“

Dass das Ideal einer sozialen Revolution überhaupt eine so starke Anhängerschaft hatte wie zu keinem anderen Zeitpunkt in der Geschichte der Bundesrepublik, gehört zu den moralischen Triebkräften des Wandels. Dass es sich zum Teil in hermetischer, mitunter militanter Form äußern konnte, wird häufig zu den negativen Seiten von „1968“ gerechnet – manche versuchen auch den gesamten Wandel durch den Verweis auf diese Phänomene überschießender Radikalisierung zu diffamieren. Nähert man sich dem Zerfalls- und Neugruppierungsprozess der Gegenkultur um 1970, dann treten destruktive und produktive Potentiale deutlich hervor, ohne dass sie freilich in chemischer Reinheit voneinander zu trennen wären.

Nach dem Ende der Studentenbewegung nahmen die Bestrebungen zur „Aufhebung des reinen Freizeitsozialismus“, die die Kommune 1 bereits 1967 exemplarisch versucht hatte, markant zu.³³ Die existentialistische Volte, die sich in dem Bemühen um ein anderes Leben zeigte und im Jahre 1970 zu einem Massenphänomen wurde, nahm unterschiedliche Formen an, die der Theoretiker der Gegenkultur, Rolf Schwendter, mit den Begriffen „rationalistisch“ und

³² Am überzeugendsten hat dies für die Bundesrepublik derjenige Soziologe gezeigt, der am bündigsten die genannte Traditionslinie repräsentiert und seit den 60er Jahren zu ihrer Verankerung in der sozialwissenschaftlichen Theorie maßgeblich beigetragen hat: Michael Vester u. a., *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Vollständig überarbeitete, erweiterte und aktualisierte Auflage, Frankfurt am Main 2001.

³³ SDS-Korrespondenz Nr. 6 (Mai 1967), S. VI.

„emotional“ grob zu kategorisieren versuchte.³⁴ In dieser etwas schablonenartigen Anlage treten doch die unterschiedlichen Ansätze in wünschenswerter Deutlichkeit hervor: Rationalistische Subkulturen waren diejenigen Gruppen, die die Gesellschaft mit den Mitteln des politischen Kampfes verändern wollten, von der KPD/AO bis zur RAF, beide Gründungen des Jahres 1970. Emotionale Subkulturen fanden sich in Drogenszenen und neureligiösen Gruppen sowie unter Anhängern der Popkultur, die dem politischen Kampf die „Selbstemanzipation“ vorzogen. 1970 war das Jahr des ersten großen Festivalsommers in Deutschlands, der ca. 500.000 Jugendliche anzog, „Kinder Gottes“ und „Jesus People“ traten seit 1971 in Erscheinung. Noch 1970 angestellte Versuche, die auseinander treibenden Strömungen der Gegenkultur im Konzept einer „hedonistischen Linken“ zusammenzuhalten oder wieder zusammenzuführen, blieben vorerst erfolglos.³⁵

In diesen radikalen Ausformungen bestimmter Tendenzen der Kulturrevolution sind problematische Aspekte unschwer auszumachen: autoritäre politische Konzepte und Sympathien für kommunistische Diktaturen, religiöser Fanatismus, gezielter Kontrollverlust bis hin zur körperlichen Abhängigkeit und extremen Gesundheitsgefährdung. Allerdings treten bei einem genaueren Blick auf diese Erscheinungen am Beispiel Drogenkonsum und Linksradikalismus ambivalente und zeitlich changierende Wirkungen hervor. Während in den frühen 1960er Jahren lediglich klassische Drogen wie Amphetamine auch unter Jugendlichen verbreitet waren, schnellte seit 1967 die Zahl der Haschisch- und Marihuana-Konsumenten hoch.³⁶

³⁴ Rolf Schwendter, *Theorie der Subkultur*, Köln 1973.

³⁵ Diethart Kerbs (Hg.), *Die hedonistische Linke. Beiträge zur Subkultur-Debatte*, Neuwied / Berlin 1971. Vgl. Kap. 9 in Siegfried, *Sound der Revolte* (wie Anm. 19).

³⁶ Detlef Briesen, *Die Drogenwelle in der Bundesrepublik Deutschland in den frühen 70er Jahren. Beispiele, Verallgemeinerungen und ein Blick auf die Post-68er-Generation*, in: ders. / Klaus Weinbauer (Hg.), *Jugend, Delinquenz und gesellschaftlicher Wandel. Bundesrepublik Deutschland und USA nach dem Zweiten Weltkrieg*, Essen 2007, S. 43–69. Vgl. Robert P. Stephens, *Germans on Drugs. The Complications of Modernization in Hamburg*, Ann Arbor 2007.

Der Boom hielt an bis etwa 1971, als die Skepsis gegenüber Drogen auch unter jungen Leuten wieder zunahm. Zeitgenössischen Erhebungen zufolge soll der Anteil drogenkonsumierender Oberschüler in westdeutschen Großstädten zwischen einem Viertel und einem Drittel der Befragten variiert haben.³⁷ Daher handelte es sich allerdings weniger um Dauerkonsumenten, sehr viel häufiger wurde nur gelegentlich und über einen begrenzten Zeitraum hinweg „gehascht“.

1970 war auch ein entscheidendes Jahr in der Entwicklung des Linksradikalismus. Die Akteure dieser Subkulturen artikulierten zugespitzt Bedürfnisse, die im beginnenden Wertewandel der gesamten Gesellschaft Bedeutung erlangten, aber sie standen zu ihnen teilweise auch im Widerspruch. Während das zunehmende Interesse an der Reproduktionssphäre, die Loslösung von der kleinfamilialen Lebensweise und das Streben nach individueller Autonomie mit sozialem Struktur- und Wertewandel konform gingen – und ihn ihrerseits vorantrieben –, scheiterten die Versuche, individuelle Entfaltung zugunsten kollektiver Prinzipien zu reglementieren. Sie konnten nicht erfolgreich sein, weil sie entscheidenden Effekten der Kulturrevolution diametral entgegenstanden: dem Hedonismus und der Selbstbestimmung, die gerade in den jungintellektuellen Trägergruppen des Linksradikalismus hoch im Kurs standen. Aus gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive ist insofern das Scheitern der K-Gruppen und des Terrorismus sowie die hohe Fluktuation innerhalb dieser Gruppen bedeutsamer als ihre Existenz an sich. Mindestens ebenso symptomatisch wie die Tatsache, dass ein nicht unerheblicher Teil der prospektiven Elite sich linksradikalen Gruppen anschloss, ist die Tatsache, dass die meisten sie nach ein paar Jahren wieder verließen.

³⁷ Wilfried Rudloff, Im Schatten des Wirtschaftswunders. Soziale Probleme, Randgruppen und Subkulturen 1949–1973, in: Thomas Schlemmer / Hans Woller (Hg.), Bayern im Bund, Bd. 2: Gesellschaft im Wandel 1949–1973, München 2002, S. 452.

Fazit

War nun „1968“ eine Kulturrevolution? Ja – auch und ganz besonders im Sinne einer Verdichtung und Zuspitzung der kulturrevolutionären Umbrüche, die die ganzen „langen 60er Jahre“ kennzeichneten. Dafür gibt es viele Anhaltspunkte, wenn man unter „Kultur“ die individuellen und kollektiven symbolischen (Selbst-)Verständigungs- und Orientierungsweisen versteht, die in den Verkehrsformen, im gemeinschaftlichen Habitus oder in Institutionen wie beispielsweise den Medien, der Kirche, den Parteien usw. manifest werden. In den 60er Jahren verdichtete sich der üblicherweise im Generationenwechsel sich vollziehende kulturelle Wandel zu einem grundlegenden Umbruch, der neue gesellschaftliche Realitäten mit entsprechenden Verständigungs- und Orientierungsformen schaffte. Ihre spezifische Form besonders stark beeinflusst hat die Tatsache, dass diese Kulturrevolution nicht durch eine Krise ausgelöst wurde, sondern durch die Spannung zwischen den enorm gewachsenen gesellschaftlichen Möglichkeiten auf der einen und dem von vielen als unzureichend empfundenen Stand ihrer Verwirklichung auf der anderen Seite. In einer Kritik am zurückgebliebenen Bewusstseinsstand der Bevölkerung beschrieb der Frankfurter SDS-Vordenker Hans-Jürgen Krahl 1969 recht genau, was später als „cultural lag“ bezeichnet wurde: den Moment der Verzögerung in der mentalen Anpassung an den Wandel der Sozialkultur. Immer noch waren die Bürger „ängstlich an die materielle Sicherheit und Bedürfnisbefriedigung gebunden, obwohl wir einen Stand materieller Sicherheit haben, der längst eine Entfaltung der Menschen ermöglichte, die weit darüber hinausgehen könnte. Das ist die eigentliche Knechtschaft im Kapitalismus. Das ist das Moment sozialer Unterdrückung, das wir als diejenigen, die privilegiert sind zu studieren, auch einsehen konnten. Und dieses Privileg wollen wir durchbrechen.“³⁸ Gerade in der Fixierung auf die materielle Seite

³⁸ Hans-Jürgen Krahl, Angaben zur Person, in: Rote Presse-Korrespondenz Nr. 53 (20. Februar 1970).

des Fortschritts, in der Blockierung der Phantasie zeige sich der „Verfall des bürgerlichen Individuums“ – und dies sei die eigentliche Ursache für die Entstehung der antiautoritären Bewegung gewesen. Dass der Wertewandel am Ende der 60er Jahre bereits in vollem Gange war, war damals für Krahl ebenso wenig zu überblicken wie für die meisten anderen Beobachter. Erst in der Rückschau tritt deutlicher hervor, dass der „cultural lag“ der 60er Jahre ein Übergangsphänomen war, dem schon Mitte der 70er Jahre ein in weiten Teilen liberalisiertes Wertesystem gegenüberstand, in dem „postmaterialistische“ Einstellungen eine immer wichtigere Rolle spielten. Krahl und Genossen sahen im „cultural lag“ hingegen ein Strukturmerkmal des „Spätkapitalismus“, ausgelöst durch immannente Manipulation und nur zu überwinden durch den revolutionären Sprung.

„1968“ den Status einer Kulturrevolution zuzuerkennen, bedeutet nicht, dass sich danach alles zum Besseren gewandelt hätte, wie überhaupt das Konzept der „Liberalisierung“ bei aller Berechtigung nicht unilinear, widerspruchsfrei und irreversibel gedacht werden sollte.³⁹ Einige negative Folgewirkungen wurden schon genannt. Sie entsprangen dem Eklektizismus, der Widersprüchlichkeit, den Mehrdeutigkeiten, die die komplexe Aufbruchbewegung um 1968 kennzeichnet – etwa das Spannungsverhältnis zwischen der Forderung nach vermehrter politischer Teilhabe Aller auf der einen und erziehungsdiktatorischen Vorstellungen gegenüber den postfaschistischen Bürgern auf der anderen Seite. Andere negative Seiten sind nicht auf „1968“ zurückzuführen, sondern stellen Neben- oder Langzeitfolgen von Liberalisierungstendenzen dar. So befreite die Individualisierung als eine Folge der Erosion der Sozialmilieus, der Konsumgesellschaft und der Bildungsreform einerseits aus den Fesseln der Tradition, aber mit der Freisetzung des Einzelnen ging auch eine Entsolidarisierung einher, wurde soziale Ungleichheit

³⁹ Ulrich Herbert, Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: ders. (Hg.), Wandlungsprozesse (wie Anm. 5), S. 7–49.

verstärkt oder neu erzeugt durch die Forderung nach permanenter Selbstmobilisierung des Einzelnen, die mehr oder weniger gut gelingt: das „unternehmerische Selbst“, von dem der Soziologe Ulrich Bröckling spricht, als anthropologischer Idealtypus einer Gesellschaft, in der, wie er pointiert formuliert, „jeder könnte, aber nicht alle können“.⁴⁰

Die beiden extremen, aber weit verbreiteten Interpretationsmuster zum Siegeszug der Konsumindustrie gehen an der Wirklichkeit vorbei. Weder trifft die affirmative Vorstellung zu, dass der Konsumkapitalismus dem Individuum volle Freiheit verschafft noch die pessimistische Deutung, dass er demokratische Bestrebungen *per se* unterminiert und neutralisiert. Produktiver, allerdings auch ergebnisoffener und riskanter ist es, sich zwischen diesen beiden oftmals ideologisch begründeten und instrumentalisierten Deutungsmustern zu bewegen und die Beziehung zwischen der Konsumindustrie und dem Individuum, die sich in einem ständigen Wandel befindet, historiographisch konkret auszuloten. Die 60er Jahre waren – und das ist eines der wichtigsten Merkmale, die diese Dekade für viele so anziehend und inspirierend macht – der einzige Abschnitt in der Geschichte des 20. Jahrhunderts, in dem ein tiefgreifender gesellschaftlicher und kultureller Wandel begleitet und geformt wurde von wirtschaftlicher Prosperität und einer schnell wachsenden Politisierung gleichzeitig. Diese Kombination beeinflusste den Alltag vieler Menschen und ihr Verhältnis zu Gesellschaft und Politik weit unterhalb der Ebene einer politischen Revolution. Es handelte sich in der Tat um eine kulturelle Revolution mit Langzeiteffekten. Allerdings bedeutet das nicht, dass der Konsumkapitalismus immer positive Effekte für die Konsumenten hat oder gar, dass wirtschaftlicher Wohlstand und Politisierung Hand in Hand gehen müssen. In den 60er Jahren wurde die Verknüpfung dieser beiden Elemente in eine antinationalistische und demokratisch-sozialistische Richtung getrieben aufgrund der Delegitimierung des Nationalismus und

⁴⁰ Ulrich Bröckling, Jeder könnte, aber nicht alle können. Konturen des unternehmerischen Selbst, in: *Mittelweg* 36, 4 (2002), S. 6–26.

Detlef Siegfried

dem weltweiten Aufstieg sozialistischer Ideen und Praktiken – nicht zuletzt als ein Ergebnis der Dekolonialisierung. Eine Revolutionierung der Wirtschaftsweise schien ebenso möglich wie der politische Umsturz und eine grundlegend veränderte Lebensweise. Selbst wenn nur eine dieser drei Revolutionen annähernd Wirklichkeit wurde: Das war sehr viel mehr als in jeder anderen Dekade in der Geschichte der alten Bundesrepublik auch nur denkbar schien.